

## Odyssee eines Bildes oder die etwas anderen Erinnerungen eines Berliner Theologiestudenten an das Jahr 1968\*

Das Bild von Hans Lietzmann, das bis 1968 im Dekanat der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin hing, damals noch im Hauptgebäude Unter den Linden, und das ich heute der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin zurückgeben will, hat mich über fast fünfundvierzig Jahre begleitet, von Berlin nach Bonn, von dort nach Tübingen und über Heidelberg bis nach Erlangen, wo es die letzten fast fünfundzwanzig Jahre in meinem Dienstzimmer hing, das dort „Vorstandszimmer“ hieß.

Christoph Marksches, der dieses Bild aus meinem Tübinger Assistentenzimmer, eher eine Besenkammer, schon kannte, hatte mich im Sommer 2012 gefragt, ob ich dieses Bild nun nicht der Berliner Theologischen Fakultät und dem Berliner kirchengeschichtlichen Seminar zurückgeben könnte und vielleicht auch wollte. Der Grund, weshalb ich es damals mitnahm, ist inzwischen hinfällig geworden, und ein Dienstzimmer habe ich auch bald nicht mehr. Daher habe ich diesem Wunsch gerne entsprochen; der Tag der diesjährigen Hans-Lietzmann-Vorlesung schien uns die geeignete Gelegenheit dafür zu sein.

Da drängt sich natürlich die Frage auf, wie dieses Bild zu mir kam? Christoph Marksches hat mich deshalb gebeten, zur Erklärung dieses in der Tat erklärungsbedürftigen Sachverhalts ein wenig vom Studium an dieser Fakultät in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu erzählen. Allerdings ist mir bewusst, dass es hier an der Fakultät gerade auch unter meinen damaligen Kommilitoninnen und Kommilitonen wie Gerlinde Strohmaier-Wiederanders und Hans Bethge, um nur diese beiden zu nennen, eigentlich Berufenere dazu gibt.

Auch liegen inzwischen zur Geschichte der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität in der DDR eine ganze Reihe von Untersuchungen vor, dazu mancherlei Autobiographisches.<sup>1</sup>

---

\* Gastvortrag an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin am Tag der Hans-Lietzmann-Vorlesung am 23. November 2012. Die Hans-Lietzmann-Vorlesung in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften hielt am selben Tag Gunnar Brands (Halle) mit dem Titel „Antiochia in der Spätantike“.

1 Von den in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten habe ich dankbar als Gedächtnisstütze und

Damit will und kann ich auch nicht irgendwie in Konkurrenz treten. Und schon gar nicht will ich heute erzählen, „wie es nun wirklich war“. Es handelt sich eben nur um „die Jugenderinnerungen eines alten Mannes“.<sup>2</sup>

Beim Herumkramen in meinen Erinnerungen haben sich meine grundsätzlichen methodischen Zweifel an einer „oral history“ wieder einmal ziemlich bestätigt. Der die Geschichte unmittelbar erlebt habende Zeitgenosse ist – noch dazu nach Jahrzehnten – nicht die beste Quelle für den Historiker. Beim Herumsuchen in den eigenen Erinnerungen sowie der inzwischen vorliegenden Literatur ist mir auf irritierende Weise deutlich geworden, was ich alles vergessen oder vielleicht auch verdrängt hatte.

Sicher hat Zeitgeschichte mit den Akteuren als unmittelbare Quelle ihren Reiz, ihre Berechtigung, und ist in mancher Hinsicht unverzichtbar. Aber diese Beschäftigung mit der Zeitgeschichte hat eben auch ihre großen Probleme. Euseb von Caesarea ist bekanntlich in mancher Hinsicht ein Opfer seiner eigenen Darstellung der Zeitgeschichte geworden, die ihn mehrfach überrollte und zur Umschreibung seiner Kirchengeschichte zwang.<sup>3</sup>

---

zur Konkretisierung, gelegentlich auch Korrektur meiner Erinnerungen benutzt, ohne irgendeine Vollständigkeit anzustreben: D. Linke, Theologiestudenten der Humboldt-Universität. Zwischen Hörsaal und Anklagebank (HTSt 3), Neukirchen-Vluyn 1994; F. Stengel, Die Theologischen Fakultäten in der DDR als Problem der Kirchen- und Hochschulpolitik des SED-Staates bis zu ihrer Umwandlung in Sektionen 1970/71 (AKThG 3), Leipzig 1998, 581–677; W. Krötke, Die Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin 1945–2010, in: H.-E. Tenorth (Hg.), Geschichte der Universität unter den Linden 1810–2010, Bd. 6: Selbstbehauptung einer Vision, Berlin 2010, 47–87; ders., Das Profil des Berliner Sprachenkonvikts für die selbständige Theologenausbildung in der DDR, ZThK 107 (2010), 123–138. Christoph Marksches danke ich dafür, dass er mit die bisher noch unveröffentlichten Lebenserinnerungen von Hans-Hinrich Jessen († 10. Februar 2003), „Wegsuche in vermintem Gelände. Eine autobiographisch orientierte Darstellung zur Geschichte der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin vor allem zwischen 1960 und 1990“, die postum von seinem Sohn Martin Jessen im Jahr 2004 fertiggestellt worden sind, zugänglich gemacht hat, die für die Konkretisierungen meiner Erinnerungen besonders wichtig waren, auch wenn ich viele Vorgänge schon damals völlig anders beurteilt habe. Für das Selbstverständnis der Sektion Theologie am Ende der DDR ist auch für die sechziger und siebziger Jahre überaus aufschlussreich: Beiträge zur Geschichte der Theologischen Fakultät Berlins. Zum 175. Jahrestag der Gründung der Berliner Universität, WZ(B).G 34 (1985). Für die von mir als Student dieser Fakultät erlebte Epoche vgl. den ziemlich entlarvenden Beitrag des Assistenten von Frau Müller-Streisand, Hans-Jürgen Gabriel, Die Theologische Fakultät in den Jahren 1961–1971, ebd., 604–610.

- 2 Vgl. die Lebenserinnerungen von Wilhelm von Kügelgen, die im Jahre 1870 unter dem Titel „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ erschienen.
- 3 Zu den Veränderungen und Neufassungen seiner „Kirchengeschichte“, zu denen die aktuellen Ereignisse ihn nötigten, vgl. E. Schwartz, Einleitung zum griechischen Text, in: Eusebius Werke,

Die Kirchenkampfforschung, zu unserer Studienzeit in den sechziger Jahren noch ganz von den Akteuren der dreißiger Jahre bestimmt, macht die Probleme mehr als deutlich, wofür auch die Geschichte dieses Bildes übrigens ein schönes Beispiel ist.

Ich weiß schon, warum ich Patristiker geworden bin. Da habe ich keine Zeitzeugen, auf die ich unter Umständen auch noch in besonderer Weise Rücksicht nehmen muss.

Noch ein Wort zur inzwischen vorliegenden autobiographischen Literatur: Die gehört eher in den Bereich der Apologetik als den der Geschichtsschreibung (die Autohagiographie ist dann noch einmal eine ganz besondere literarische Gattung, auf die ich hier nicht weiter eingehen will oder muss).

Völlig unverständlich ist mir von daher immer die ja wohl nur apologetisch zu interpretierende Forderung gewesen, dass nur der historische Urteile fällen darf, der dabei gewesen ist.<sup>4</sup> Das wäre nicht nur das Ende jeder kritischen Geschichtsschreibung, sondern würde die Beschäftigung mit der Geschichte des jeweils gerade vergangenen etwa halben Jahrhunderts ganz dem subjektiven Empfinden der „Dabeigewesenen“ ausliefern.

Was hat mich nun als 21-jährigen Theologiestudenten an der Ost-Berliner Humboldt-Universität damals an Hans Lietzmann<sup>5</sup> gereizt? Schon mit dieser Frage sind wir mitten in der Geschichte dieser Fakultät, der ich zehn Semester von Herbst 1965 bis Sommer 1970 als Student angehört habe.

---

Bd. 2/3, hg. von F. Winkelmann (GCS NF 6,3), Berlin <sup>2</sup>1999, XV–CCXLVIII: LVII–LXI; ders., Griechische Geschichtsschreiber, hg. von der Kommission für spätantike Religionsgeschichte bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Leipzig <sup>2</sup>1959, 495–598. Die Sicht von Eduard Schwartz ist inzwischen in Einzelheiten an manchen Stellen korrigiert und modifiziert worden; es bleibt aber seine grundlegende Erkenntnis, daß die politischen Ereignisse Euseb zu dauernden Überarbeitungen seiner „Kirchengeschichte“ zwangen, die sich auch in der handschriftlichen Überlieferung niedergeschlagen haben.

4 Interessanterweise sowohl hinsichtlich der Geschichte der Epoche des Nationalsozialismus als auch der DDR immer wieder z.T. groteskerweise sogar von Historikern erhoben.

5 Vgl. die Autobiographie in: C. Stange (Hg.), Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 2, Leipzig 1926, 77–117 (= H. Lietzmann, Kleine Schriften, Bd. 3, hg. von der Kommission für spätantike Religionsgeschichte [TU 74], Berlin 1962, 331–368); K. Aland (Hg.), Glanz und Niedergang der deutschen Universität. 50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892–1942), Berlin 1979, hier besonders die Einleitung von Kurt Aland (1–155); zu Lietzmann als Theologen vgl. D. Wyrwa, Hans Lietzmanns theologisches Verständnis der Kirchengeschichte, in: G. Besier/C. Gestrich (Hg.), 450 Jahre Theologie in Berlin, Göttingen 1989, 387–418; vgl. C. Markschie (Hg.), Berlin 1929–1932. Eine autobiographische Skizze von Carl Andresen, ZAC 16 (2012), 7–24, sowie die Vorworte der von Christoph Markschie herausgegebenen Hans-Lietzmann-Vorlesungen.

Ich begann das Theologiestudium, als Berliner Pfarrerssohn ganz und gar kirchlich sozialisiert, aber mit in erster Linie doch historischen Interessen. Die historischen Fächer Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte und vor allem die Christliche Archäologie waren zweifellos von Anfang an ein Schwerpunkt in meinem Studium. Auf Rat von Alfred Raddatz, damals noch frisch habilitierter Assistent, dann Dozent für Christliche Archäologie,<sup>6</sup> habe ich Hans Lietzmanns vier Bände der „Geschichte der alten Kirche“<sup>7</sup> sehr früh im Studium gelesen – und war davon begeistert. Mancherlei anderes an Lektüre, besonders auch von Adolf von Harnack kam dazu. Mich fesselte, wie da jemand die Fächer Neues Testament, Kirchengeschichte und Christliche Archäologie so zu bündeln verstand, dass daraus eine derartig lebendige Darstellung der Geschichte der antiken Kirche wurde. Dass Frau Prof. Rosemarie Müller-Streisand sich sehr abfällig über dieses Werk als das „langweiligste, was sie kenne“ in der Vorlesung geäußert hatte, vermehrte eigentlich meine Begeisterung für Lietzmann, auch weil die Aversionen von Frau Müller-Streisand gegen Alfred Raddatz ziemlich bekannt waren. Rudolf Bultmanns theologisch ziemlich vernichtende Rezensionen des Werkes<sup>8</sup> habe ich erst später in Bonn kennengelernt und dann auch theologisch schon einigermaßen einschätzen können. Ich muss gestehen, sie hat mich nie überzeugt; nimmt man sie ernst, ist Geschichtsschreibung eigentlich nicht mehr möglich. Da ich damals aber auch ziemlich begeistert das Werk des ja noch lebenden und literarisch aktiven Rudolf Bultmann verschlang, hätte mich diese Rezension vermutlich irritiert.

Von Berlin ging ich 1970 nach Bonn, wo ich ein Schüler Wilhelm Schneemelchers und dessen Schülers Knut Schäferdiek wurde. Wilhelm Schneemelcher war auch Berliner Pfarrerssohn und ein direkter Schüler Lietzmanns.<sup>9</sup> Mein Disserta-

6 Zu Alfred Raddatz vgl. meine akademische Gedenkvorlesung an der Theologischen Fakultät der Universität Wien am 15. Oktober 2008: *Monumente und Texte – Der Weg eines Kirchenhistorikers von Berlin nach Wien*. Zum Gedenken an Alfred Raddatz (1928–2006), *WJTh* 8, 425–436.

7 H. Lietzmann, *Geschichte der alten Kirche*, 4 Bde., Berlin 1932–1944. Der vierte Band ist Fragment geblieben. Bei den nach dem Krieg erschienenen Auflagen handelt es sich um unveränderte Nachdrucke, nur vom 1. Band hatte Hans Lietzmann noch selbst 1937 eine zweite veränderte Auflage herausgeben können; 1999 erschien eine von Christoph Marksches herausgegebene einbändige Studienausgabe mit einem Vorwort von Christoph Marksches (V–XXIII).

8 *ZKG* 53 (1934), 624–630 (Bd. 1); *ZKG* 58 (1939), 260–266 (Bd. 2). Bultmanns Kritik bewegt sich dabei aber auf einer völlig anderen theologischen Ebene als die abschätzigen Bemerkungen von Rosemarie Müller-Streisand.

9 Zu Wilhelm Schneemelcher vgl. W. Schneemelcher, *Rückblicke, Erinnerungen und Betrachtungen*, in: D. Meyer (Hg.), *Kirchengeschichte als Autobiographie. Ein Blick in die Werkstatt zeitgenössischer Kirchenhistoriker*, Bd. 2 (SVRKG 145), Köln 2002, 257–326, sowie K. Schäferdiek, *Wilhelm Schneemelcher (1914–2003). Kirchengeschichte und Wissenschaftsorganisation*, in: In

tionsthema, das mir Wilhelm Schneemelcher gab, bei dem ich nach dem Ersten Theologischen Examen in Bonn als wissenschaftliche Hilfskraft beschäftigt war, geht direkt auf eine Anregung Hans Lietzmanns noch zurück, wie ich viel später erfahren habe.<sup>10</sup> Dass ich einmal ein von Hans Lietzmann hier in Berlin begonnenes Unternehmen, nämlich die Edition der „Apologien“ des Athanasius<sup>11</sup> und der „Urkunden zur Geschichte des arianischen Streites“ fortsetzen sollte,<sup>12</sup> lag damals natürlich völlig außerhalb meiner Vorstellungen.

Hans Lietzmann hat mich also wirklich seit dem Beginn meines Studiums in Berlin immer begleitet.

Die gewisse Begeisterung für die Kirchengeschichtsschreibung Hans Lietzmanns war in der sehr aufgeregten Atmosphäre der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hier an der Berliner Theologischen Fakultät idiotischerweise eine politische Entscheidung in den gnadenlosen Frontkämpfen zwischen den „Progressiven“ untereinander und im Kampf gegen die „Reaktionäre“, was mir jedenfalls damals am Beginn meines Studiums alles nicht wirklich klar war.<sup>13</sup>

---

memoriam Wilhelm Schneemelcher (21. August 1914–6. August 2003). Reden gehalten bei der Akademischen Gedenkfeier am 7. Juli 2004 im Festsaal der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn (Alma mater 94), Bonn 2004, 16–37.

- 10 Es ging um eine Untersuchung der sog. *Collectanea antiariana Parisina* des Hilarius von Poitiers, einer publizistischen polemischen Zusammenstellung und Kommentierung von Aktenstücken aus dem arianischen Streit, die allerdings in eigentlich nur einer Handschrift und überaus fragmentarisch überliefert ist. Ich habe die Dissertation dann unter Luise Abramowski, deren Assistent ich 1974 in Tübingen wurde, fertiggestellt: H.C. Brennecke, Hilarius von Poitiers und die Bischofsopposition gegen Konstantius II. Untersuchungen zur dritten Phase des arianischen Streites (337–361) (PTS 26), Berlin 1984. Auch mein erster wissenschaftlicher Aufsatz, zu dem ich die Anregung von Wilhelm Schneemelcher bekam, ging direkt auf eine Idee Lietzmanns zurück, wie Schneemelcher mir erzählte; vgl. H.C. Brennecke, *Synodum congregavit contra Euphratam nefandissimum episcopum*. Zur angeblichen Synode gegen Euphrates, ZKG 90 (1979), 176–200 (ebenfalls in W.A. Bienert/K. Schäferdieck [Hg.], *Von Konstantin zu Theodosius. Beiträge zur Kirchengeschichte des 4. Jahrhunderts*, Wilhelm Schneemelcher zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1979, 30–54).
- 11 Athanasius Werke, Bd. 2, Die „Apologien“, 8. Lfg., hg. von H.C. Brennecke/U. Heil/A. von Stockhausen, Berlin 2006.
- 12 Athanasius Werke, Bd. 3/1, *Dokumente zur Geschichte des arianischen Streites*, 3. Lfg., *Bis zur Ekthesis makrostichos*, hg. von H.C. Brennecke/U. Heil/A. von Stockhausen/A. Wintjes, Berlin 2007; 4. Lfg., *Bis zur Synode von Alexandrien 362*, hg. von H.C. Brennecke/A. von Stockhausen/C. Müller/U. Heil/A. Wintjes, Berlin 2014.
- 13 Dieses Thema kann man als geradezu den *cantus firmus* der Lebenserinnerungen von Hans-Hinrich Jenssen ansehen; vgl. aber auch Krötke, *Theologische Fakultät* (s. Anm. 1).

Der Anlass, wie ich dann zu dem Bild Hans Lietzmanns kam, das ja bis dahin völlig unerreichbar im Dekanat der Theologischen Fakultät gehangen hatte, war ein aus der Rückschau nach nun mehr als vier Jahrzehnten eher lächerlicher, den ich sogar ziemlich vergessen hatte.<sup>14</sup> Die Theologische Fakultät hatte von der Witwe eines auswärtigen Professors eine als Halbreief gestaltete Plakette mit dem Bild des Berliner Systematikers Reinhold Seeberg gestiftet bekommen. Diese Plakette hatte der Dekan Hans-Hinrich Jenssen mehr oder weniger ahnungslos in der Ahnengalerie mit den Bildern bedeutender Mitglieder der Fakultät im Dekanat im Hauptgebäude Unter den Linden von Alfred Raddatz aufhängen lassen. Offenbar war dem Dekan die Brisanz dieses nur scheinbar so harmlosen Aktes der Pietät gegenüber sowohl einem berühmten ehemaligen Mitglied der Fakultät als auch der Spenderin der Plakette überhaupt nicht bewusst. Angesichts der gereizten Stimmung zwischen den verschiedenen einander bekämpfenden Gruppen in der Fakultät erstaunt das allerdings heute doch etwas.

Anlässlich einer Sitzung kam es natürlich zu einem Eklat. Die Kirchenhistorikerin Rosemarie Müller-Streisand forderte, dass der „Faschist“ aus der Bildergalerie des Dekanats verschwinden müsse. Ob dieser Einschätzung und Beurteilung Reinhold Seebergs durch die Vertreterin der Neuere Kirchengeschichte war man allgemein sehr erstaunt.

Außer Frau Müller-Streisand, die Reinhold Seeberg harsch als „Faschist“ titulierte, scheint niemand genauere Kenntnis über ihn gehabt zu haben. Dass Seeberg, der aber 1933 beim Beginn der Herrschaft der Nationalsozialisten längst (schon seit 1927) emeritiert war und schon 1935 starb, dem Nationalsozialismus nicht so ganz fern stand,<sup>15</sup> ist sicher richtig. Sein Sohn Erich war als Kirchenhistoriker der Antipode zu Hans Lietzmann und in der Tat ein fanatischer Nationalso-

<sup>14</sup> Dazu auch Jenssen, Wegsuche (s. Anm. 1), 310–316.

<sup>15</sup> Zu Reinhold Seeberg vgl. G. Brakelmann, Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, Bielefeld 1974; F.W. Graf/K. Tanner, Lutherischer Sozialidealismus. Reinhold Seeberg (1859–1935), in: F.W. Graf (Hg.), Profile des neuzeitlichen Protestantismus, Bd. 2/2, Gütersloh 1993, 354–397; T. Jähnichen, Art. Seeberg, Reinhold, in: BBKL 9 (1995), 1307–1310. Zu Seebergs gewisser Nähe zu den Deutschen Christen vgl. sein Gutachten vom 8. Februar 1934 zu den 28 Thesen der (deutsch-christlichen) sächsischen Landeskirche, in: K.D. Schmidt (Hg.), Die Bekenntnisse des Jahres 1934, Göttingen 1935, 31–35. Das Gutachten war zunächst im Namen der Berliner Theologischen Fakultät von Seeberg verfasst worden; allerdings hatten Lietzmann und einige andere Mitglieder der Fakultät die Unterschrift verweigert, so dass eigentlich man nicht von einem „Gutachten der Theologischen Fakultät in Berlin zu den 28 Thesen“ sprechen kann (so die Überschrift bei Schmidt). Der damalige Dekan Erich Seeberg hatte sich allerdings intensiv dafür eingesetzt, diesen Text als Gutachten der Berliner Fakultät zu verbreiten. Zu dem Vorgang vgl. Aland, Einleitung (s. Anm. 5), 136f.

zialist und NSDAP-Anhänger, außerdem ein ziemlich übler Intrigant.<sup>16</sup> Dass man nur wenig mehr als dreißig Jahre nach Reinhold Seebergs Tod hier in Berlin kaum etwas von ihm wusste, hängt natürlich mit dem Zustand der damaligen Beschäftigung mit der Theologiegeschichte und vor allem der Forschungen zum Kirchenkampf, bzw. der herrschenden Kirchenkampfhagiographie zusammen. Den Theologen Reinhold Seeberg, der als „positives“ Gegengewicht zu Adolf Harnack 1898 von Erlangen nach Berlin berufen worden war, wird man allerdings mit diesen rein politischen Kategorien kaum sachgemäß erfassen können.

Ich habe den Verdacht, dass Rosemarie Müller-Streisand vielleicht doch Reinhold und Erich Seeberg miteinander verwechselt oder zumindest einfach dem Vater die politische Einstellung des Sohnes zugeschrieben hat. Dass man allerdings von Berlin aus ausgerechnet Schüler seines Sohnes Erich Seeberg und dessen Witwe zu Reinhold Seebergs Einstellung zum Nationalsozialismus befragte, kann ich nur als Grotteske verstehen.<sup>17</sup>

Rosemarie Müller-Streisand hatte den Eklat um die Medaille mit dem Bild Reinhold Seebergs offenbar sehr bewusst gegen die CDU-Fraktion um den Dekan Jenssen in der Fakultät inszeniert. Das Problem war nun allerdings, wie man mit einem der Fakultät geschenkten Bild Reinhold Seebergs umgehen sollte. Die nahezu salomonische Lösung, die man fand, war, alle Bilder der berühmten Fakultätsmitglieder des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus dem Dekanat zu entfernen. Natürlich ergab sich da das Problem, wie man das den z. T. damals noch lebenden Witwen erklären sollte (Frau Lietzmann starb erst im Jahre 1978 im Alter von neunzig Jahren!).

Nur die berühmte Schleiermacherbüste durfte bleiben und ein (übrigens sehr schlechtes) Bild Dietrich Bonhoeffers, der damals in einer bestimmten und nicht unproblematischen Interpretation zur Identifikationsfigur der Fakultät gemacht wurde. Daran war natürlich besonders pikant und offenbar auch niemandem in der Fakultät wirklich klar, dass Dietrich Bonhoeffer sehr bewusst ein Schüler Reinhold Seebergs gewesen war.<sup>18</sup>

16 Vgl. K.-G. Wesseling, Art. Seeberg, Erich, in: BBKL 9 (1995), 1297–1304; T. Kaufmann, „Anpassung“ als historiographisches Konzept und als theologiepolitisches Programm. Der Kirchenhistoriker Erich Seeberg in der Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“, in: T. Kaufmann/H. Oelke (Hg.), Evangelische Kirchenhistoriker im „Dritten Reich“ (VWGTh 21), Gütersloh 2002, 122–272 (dort auch über das katastrophale Verhältnis von Lietzmann zu Erich Seeberg).

17 Z. B. Erhard Peschke in Halle (1907–1996).

18 Vgl. E. Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Theologie – Christ – Zeitgenosse. Diese Biographie Bonhoeffers von seinem Freund Eberhard Bethge ist seit ihrem ersten Erscheinen im Jahr 1967 immer wieder aufgelegt worden.

Die aus dem Dekanat der Fakultät damals entfernten Bilder sollten in den jeweiligen Seminaren wieder aufgehängt werden. Inwieweit das irgendwo geschah, entzieht sich meiner Kenntnis. Auch über den Verbleib der Seeberg-Plakette weiß ich nichts; vielleicht ist sie ja noch irgendwo im systematischen Seminar vorhanden und taucht sogar eines Tages wieder auf. Das Bild des „reaktionären“ Hans Lietzmann jedenfalls wurde nicht wieder aufgehängt und verschwand; ich habe es einige Monate später in der kirchengeschichtlichen oder neutestamentlichen Bibliothek im damals ja noch weithin zerstörten und nur teilweise benutzbaren Dom unter einem Schutthaufen (da brach immer mal etwas runter) gefunden – und das ziemlich ramponierte Bild eben mitgenommen und so weit wie möglich zu reinigen versucht. Noch heute sind die Spuren dieses Begrabenseins im Schutt einer im Dom teilweise heruntergebrochenen Decke deutlich zu sehen. In meiner Selbstwahrnehmung hatte ich das Bild selbstverständlich gerettet.

Natürlich war Hans Lietzmann nach heutigen Maßstäben alles andere als links.<sup>19</sup> Aber war er wirklich „reaktionär“?

Heute würde ihn vermutlich adeln, was damals offenbar niemand wusste, oder niemandem mehr bewusst war, und was damals vermutlich auch niemanden interessiert hätte, dass in Jena 1907 die erste Frau an einer Evangelischen Theologischen Fakultät in Deutschland aufgrund einer von ihm betreuten Dissertation zum Dr. theol. promoviert wurde. Hans Lietzmann war somit der erste Doktorvater einer Frau an einer Theologischen Fakultät in Deutschland!<sup>20</sup>

Mit dieser ikonoklastischen Affäre, die in meinen Augen auch komische Züge hat und alle damals aktiv Beteiligten nicht wirklich gut aussehen lässt, bin ich mitten in dem überaus aufgeregten Jahr 1968, das hier in Ost-Berlin aus ganz anderen Gründen aufgeregter war als die allgemeine Geschichtsschreibung bzw. die vorherrschende Erinnerungskultur über das Jahr 1968 ahnen lässt. Unsere heutige Wahrnehmung des Jahres 1968 wird – vor allem im Universitätsmilieu – fast ganz von der Sicht auf die Ereignisse an westdeutschen Universitäten geprägt. Und die „Achtundsechziger“, inzwischen rüstige Rentner, die den Weg durch die Institu-

19 Lietzmann war Mitglied der DNVP; zu seinen politischen Einstellungen vgl. Aland, Einleitung (s. Anm. 5), 125–147, sowie die Erinnerungen von Carl Andresen an seine Berliner Studienzeit.

20 Carola Barth (1879–1959), schon in Bonn Schülerin Hans Lietzmanns, wurde 1907 mit einer Arbeit über die valentinianische Gnosis in Jena als erste Frau von einer Theologischen Fakultät promoviert (ein Jahr später von der Leipziger Universität zum Dr. phil.). Zu ihrer Rolle in der Bildungspolitik der Weimarer Republik und noch in den ersten Jahren der Bundesrepublik als Abgeordnete erst der DDP und dann der CDU im Frankfurter Stadtparlament vgl. D. Henze, Zwei Schritte vor und einer zurück. Carola Barth – eine Theologin auf dem Weg zwischen Christentum und Frauenbewegung (NThDH 2), Neukirchen-Vluyn 1996.

tionen meist überaus erfolgreich zurückgelegt haben, melden sich ja auch deutlich und unüberhörbar immer wieder zu Wort. Die ostdeutsche Erinnerung verschwindet dahinter – zumindest aus der öffentlichen Wahrnehmung. Natürlich haben wir als Berliner Studenten das auch wahrgenommen, was da in West-Berlin und an den Universitäten der „BRD“ genannten Bundesrepublik geschah, aber anderes war jedenfalls für uns hier im Osten zunächst einmal wichtiger, weil es uns unmittelbarer betraf und in einer Rückschau auf jenes Jahr nicht fehlen sollte.<sup>21</sup>

Ein paar Worte wenigstens zu den äußeren Bedingungen eines Theologiestudiums hier in Ost-Berlin.

Neben der Theologischen Fakultät an der Humboldt-Universität gab es das durchaus als Alternative zu einer staatlichen Theologischen Fakultät wahrgenommene „Sprachenkonvikt“ als eigentlich eine Kirchliche Hochschule, die es natürlich prinzipiell gar nicht geben durfte.<sup>22</sup> Warum an den Universitäten der DDR die sechs evangelisch-theologischen Fakultäten, aber keine einzige katholisch-theologische Fakultät erhalten blieben, und welche Rolle ihnen an einer sozialistischen Fakultät zukam, kann ich hier nicht diskutieren.<sup>23</sup> Allerdings wird man sagen müssen, dass diese Theologischen Fakultäten immer mehr zu einem Fremdkörper wurden. Sie hatten in erster Linie wohl die Funktion, den kirchlichen Nachwuchs, also die zukünftige Pfarrerschaft, etwas im Blick und Griff zu haben und vor allem die Besetzung des Lehrkörpers kontrollieren und beeinflussen zu können, worüber es heftigste Kämpfe gab, von denen wir allerdings wenig oder kaum etwas erfahren.

Da mit von den meisten Studierenden noch zu erlernenden drei Sprachen nur insgesamt zehn Semester für das Studium zur Verfügung standen, war dieses straff organisiert. Ich erinnere mich durchaus an Semester mit dreißig Wochenstunden. Die Ausbildung war durchweg solide; so habe ich dann in Bonn das Erste Theologische Examen fast ganz nach meinen Berliner Vorlesungsmitschriften und Seminarpapieren vorbereiten können.

Die Organisation wurde nach Studienjahren durchgeführt, im Grunde fast ein System von Klassen wie damals auch in der Schule als wichtigste organisatorische Einheit. Diese Organisation in Studienjahren wie in Schulklassen sollte gerade auch in Konflikten immer eine wichtige Rolle spielen. Das dann eingeführte System der Studienjahrsbetreuer aus dem Lehrkörper, nach dem jedem Studienjahr

21 Zu den Ereignissen des Jahres 1968 für die Theologischen Fakultäten in der DDR vgl. Stengel, Fakultäten (s. Anm. 1), 595–603.

22 Krötke, Profil des Berliner Sprachenkonvikts (s. Anm. 1).

23 Vgl. dazu die Anm. 1 genannte Literatur, vor allem Stengel, Fakultäten.

ein Betreuer zugeordnet wurde, habe ich nur noch in den Anfängen und nicht mehr wirklich erlebt. Die FDJ spielte noch fast keine Rolle – wurde dann forciert ab 1968 auf- und ausgebaut und war sehr umstritten.

Anders als heute meist an unseren Fakultäten gab es eine Fülle durchaus geselliger Aktivitäten wie z.B. eine Adventsfeier mit einem meist durchaus typisch bildungsbürgerlichen Programm und Sommerfeste. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an die Adventsfeier im Jahr 1968 als Heinrich Vogel sichtlich ergriffen in den Saal kam und uns mitteilte, dass Karl Barth verstorben sei.<sup>24</sup> Mit Karl Barth war ein Mitglied der älteren Generation des Kirchenkampfes gestorben, im Jahr vorher erst Otto Dibelius<sup>25</sup> – die jüngere Kirchenkampfgeneration, der Heinrich Vogel angehörte, war damals noch aktiv und hat uns noch unmittelbar geprägt.

Trotz des relativ straffen und vor allem vollen Stundenplans gab es ein erstaunlich reiches Angebot an Sonderfächern, das auch intensiv wahrgenommen wurde. Gerade diese Sonderfächer, die ja im Examen pflichtmäßig gar nicht vorkamen, versammelten alle je einen Kreis besonders Interessierter. So entstanden auch Kreise, die ganz besonders auf einen bestimmten Dozenten orientiert waren.

Mich hat vor allem das Fach Christliche Archäologie fasziniert, das Alfred Raddatz für uns ausgesprochen eindrucksvoll vertrat. Raddatz war ein Schüler von Walter Elliger (1903–1985), der kurz vor Beginn meines Studiums nach heftigen Konflikten in Berlin an die neue Universität Bochum gewechselt hatte. Die Christliche Archäologie ist als Fach inzwischen weitgehend aus den Theologischen Fakultäten verschwunden, sie hat einen Emanzipationsprozess durchlaufen, der fast überall zur Trennung von der Theologie geführt hat. Ich will diesen Prozess hier gar nicht bewerten oder etwa dem alten Modell der Christlichen Archäologie als einer theologischen Disziplin nachtrauern. Dieser Prozess hat auch seine Berechtigung. Aber die Christliche Archäologie ist in Deutschland an den meisten Universitäten keine theologische Disziplin mehr. Sie ist es inzwischen weithin nicht mehr. In Berlin, wo 1849 das überhaupt erste Institut für Christliche Archäologie an einer Evangelisch-Theologischen Fakultät gegründet worden war,<sup>26</sup> ist sie

24 Karl Barth war am 10. Dezember 1968 in Basel gestorben. Die Adventsfeier der Fakultät fand nach meinem Kalender am selben Tag statt.

25 Otto Dibelius, noch bis 1966 Ratsvorsitzender der EKD, war am 31. Januar 1967 gestorben.

26 G. Strohmaier-Wiederanders, Zur Geschichte des Spezialfaches Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst, in: Beiträge zur Geschichte der Theologischen Fakultät Berlins (s. Anm. 1), 571–573; dies., Geschichte des Faches und des Lehrstuhls „Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst“ (Christliche Archäologie, Denkmalkunde und Kulturgeschichte) an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität, in: dies. (Hg.), Theologie und Kultur – Geschichte einer Wechselbeziehung. Festschrift zum einhundertfünfzigjährigen Bestehen des Lehrstuhls für

allerdings in der Tradition Lietzmanns bis heute institutionell in der Kirchengeschichte verankert und wird von Tomas Lehmann eindrucksvoll vertreten. Während meiner Berliner Studienzeit war aber die Christliche Archäologie nicht nur in Berlin noch eine rein theologische Disziplin und ganz besonders hier in Berlin ein integraler Teil des Theologiestudiums, das bei Alfred Raddatz wie vorher bei seinem Lehrer Walter Elliger ganz von der Kirchengeschichte her konzipiert war. Die Christliche Archäologie war für Raddatz Kirchengeschichte auf der Grundlage der Auswertung und Interpretation der – in seiner Diktion – monumentalen Quellen.<sup>27</sup> Für uns Studierende bestand die Attraktivität nicht nur in der Person von Alfred Raddatz, der über die Christliche Archäologie und die Geschichte der christlichen Kunst eben für die Kirchengeschichte begeistern konnte, sondern die Lehrveranstaltungen von Alfred Raddatz waren damit im Fach Kirchengeschichte auch ein Gegenentwurf zu der von Frau Müller-Streisand vertretenen Interpretation der Kirchengeschichte auf der Folie einer marxistischen Sicht und Deutung der Geschichte der Kirche.

Zum Lehrkörper im Ganzen, der nach 1961 eigentlich erstaunlich jung war, weil eben durch den Bau der Mauer plötzlich eine Reihe von Mitgliedern des Lehrkörpers, die in West-Berlin gelebt hatten, nicht mehr kommen konnten und schnell ersetzt werden mussten (eine ganze Reihe unserer Professoren war noch nicht vierzig!), will ich hier nichts weiter sagen – uns kamen sie allerdings überhaupt nicht jung vor, was wohl an den damals viel weiter als heute auseinanderklaffenden Lebensstilen gelegen haben könnte – so jedenfalls meine heutige, allerdings sehr subjektive Wahrnehmung.

Ein Sonderfall war Dr. Hinrich Römer, der als Dozent für Marxismus-Leninismus nicht eigentlich dem Lehrkörper der Theologischen Fakultät angehört, ihm aber zugeordnet war, ein extrem engstirniger dogmatischer Kommunist und eigentlich Stalinist, mit dem Diskussionen eigentlich nicht möglich waren, anders vorher und dann nachher wieder mit Dr. Helmut Dressler.<sup>28</sup>

---

Christliche Archäologie und Kirchliche Kunst an der Humboldt-Universität zu Berlin, Halle 1999, 9–17.

27 Vgl. F. Piper, Einleitung in die monumentale Theologie, Gotha 1867. Piper hatte das Institut für Christliche Archäologie von seiner Gründung im Jahre 1849 bis zu seinem Tod im Jahre 1889 geleitet.

28 Zu den Dozenten für Marxismus-Leninismus Hinrich Römer und Helmut Dressler vgl. Jensen, Wegsuche (s. Anm. 1), passim (zur Rolle von Hinrich Römer bes. 302–307. 403f.; zur Denunziation Helmut Dresslers durch das Ehepaar Müller als „Revisionist“ 446–454); Krötke, Theologische Fakultät (s. Anm. 1), 65; Linke, Theologiestudenten (s. Anm. 1), passim (vgl. die Personenregister).

Das Dekanat der Fakultät befand sich noch im Hauptgebäude der Universität Unter den Linden, wo nach meiner Erinnerung auch alle Vorlesungen stattfanden. Die Seminare und Übungen fanden im noch halbzerstörten Dom statt, wo sich auch die Seminarbibliothek befand, die trotz einiger Kriegsverluste für die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg noch erstaunlich umfangreich war. Der bauliche Zustand des Domes brachte es mit sich, dass auf den Treppen zu den Bibliotheksräumen im Winter gelegentlich Schnee lag und schon mal die eine oder andere Decke herunterbrach. Aber wir haben uns in diesem doch sehr provisorischen Zustand erstaunlich zu Hause gefühlt. Selbstverständlich hatten Professoren damals keine Dienstzimmer, sondern waren zu Hause erreichbar.

Eines der wichtigsten Probleme war die Bücherbeschaffung sowohl für das Seminar als auch privat. Dabei ging es natürlich um die Literatur aus dem Westen. Theologische Bücher gab es in der DDR nur in sehr eingeschränktem Maße. Und was in der DDR erscheinen konnte, das hatte man dann eben auch privat. Gelegentlich gab es auch Lizenzausgaben von zuerst im Westen erschienenen Büchern. Die privaten Bücherbestände von uns als Studenten sind so vermutlich sehr viel einheitlicher als die Bibliotheken heutiger Studierender der Theologie gewesen. Bücher, die sozusagen zum Handwerkszeug eines Theologen gehörten, wie eine Hebraica, ein griechisches Neues Testament und einiges andere, bekamen wir über die Fakultät, wobei ich nicht mehr genau weiß, woher diese Bücher eigentlich kamen. Es gab für die Fakultät Genehmigungen zur Einfuhr, das ganze Verfahren war aber nicht wirklich geregelt und extrem von der jeweiligen Lage und wohl auch vom Wohlwollen einzelner abhängig. Eine absurde Idee, die aber vielleicht die Situation doch treffend beschreibt, war der Plan eines von einem der Professoren (ausgerechnet von Hanfried Müller!) zu formulierenden „Index librorum permissorum“. In der Reformationsvorlesung lernten wir bei Frau Professor Müller-Streisand, welches Verbrechen der „Index librorum prohibitorum“ sei – und bekamen einen Index erlaubter Bücher, nach dessen Logik natürlich alles andere eigentlich verboten war. Und was zu lesen erlaubt war, sollte und wollte auch ein Professor bestimmen. Dass diese Idee nicht sehr überzeugend war und daher auch heftig diskutiert und von uns eigentlich ziemlich einhellig abgelehnt wurde, dürfte kaum verwundern.

Eine andere, heute kaum mehr vorstellbare Kleinigkeit: Es gab selbstverständlich keine Möglichkeit, irgendetwas zu kopieren! Man wusste natürlich, was die Kommilitonen im Westen Ende der sechziger Jahre damit anzurichten in der Lage waren! Für drei Xerokopien, die ich für meine Examensarbeit dringend brauchte, musste ich einen schriftlichen Antrag stellen, auf dessen Genehmigung ich wo-

chenlang warten musste, und mit dem sich erstaunlich viele Verantwortungsträger zu befassen hatten.

Eine Besonderheit waren auch die im Herbst vor Beginn des Semesters stattfindenden obligatorischen Ernteeinsätze. Als ich im Herbst 1965 mit dem Studium begann, mussten wir als Erstsemester für mehrere Wochen in die Gegend von Neubrandenburg zum Ernteeinsatz. Das zu mancherlei Konflikten führende Problem ausgerechnet in meinem ersten Studienjahr war, dass während unseres Ernteeinsatzes die Kommunalwahlen stattfanden, was zu scharfen Konflikten und dann auch Pressionen führen sollte, die inzwischen breit in der Literatur beschrieben worden sind.<sup>29</sup> Schon vor dem eigentlichen Beginn unseres Studiums widerfuhr uns Erstsemestern die Ehre, pausenlos Besuch von Professoren oder Assistenten unserer Fakultät zu bekommen, die uns dann von der Sinnhaftigkeit der Wahlen überzeugen sollten. Vor allem die Assistenten, die uns besuchen mussten, traf es schwer, sie mussten nämlich tagelang mit uns auf den Kartoffeläckern herumkriechen und waren darüber nicht sehr glücklich. Von den Kommilitonen aus den älteren Semestern, die auf dem Wriezener Bahnhof oder in Karlshorst Züge mit Kartoffeln, die hier ankamen, abzuladen hatten, haben wir aber auch viel Solidarität erfahren. Die Folge dieser Ernteeinsätze war, dass wir uns dann bei Beginn des eigentlichen Studiums alle schon sehr gut – vielleicht manchmal sogar zu gut – kannten.

Es gab dann gelegentlich noch andere Pflichtarbeitseinsätze z.B. in den Mensen. Das an der Humboldt-Universität damals herrschende System von nach meiner Erinnerung vier strikt hierarchisch gestuften Mensen hat man mir später in Westdeutschland oft nicht geglaubt.

Mit dem dramatischen Ernteeinsatz hatten wir jedenfalls einen ganz durch die politischen Verhältnisse bestimmten dramatischen Studienbeginn.

Ich habe mir überlegt, ob und was ich zu den politischen Verhältnissen während meines Berliner Studiums sagen soll. Hier besteht natürlich ganz stark die Gefahr, mein heutiges Wissen aus den inzwischen bekannten Akten und vorliegenden zahlreichen Untersuchungen und Darstellungen zurück zu verlegen. Vieles haben wir so nicht gewusst, manches geahnt und auch eher atmosphärisch gespürt wie die Machtkämpfe zwischen SED- und CDU-Fraktion in der Fakultät.

Das Kompetenzchaos staatlicher und Parteistellen, das all diese Kämpfe ermöglichte, war uns natürlich nicht klar. Von den schlimmen gegenseitigen Denunziationen drang gelegentlich etwas bis zu uns durch. Das gegenseitige Misstrauen unter den Lehrenden war natürlich immer wieder spürbar.

<sup>29</sup> Linke, Theologiestudenten (s. Anm. 1), 189–192; Jenssen, Wegsuche (s. Anm. 1), 235–241.

Im Jahr 1968 spitzte sich das alles irgendwie ziemlich dramatisch zu. Ich denke auch, daß die beschriebene Bilderaffäre als Ausdruck der Zuspitzung der allgemeinen Lage an der Universität zu sehen ist.

Die eindeutige Stellung der DDR anlässlich des sogenannten Sechs-Tage-Krieges 1967 gegen Israel empörte uns oder doch die meisten von uns. Eine groteske Folge war das Verbot der Aufführung von Händels Oratorium „Israel in Ägypten“, das die Berliner Domkantorei damals unter der Leitung von Herbert Hildebrandt plante und lange vor dem Krieg zu proben begonnen hatte. Empörend waren noch viel mehr als dieses eigentlich ja nur lächerliche Verbot des Konzertes durch staatliche Organe die Stellungnahmen einiger Mitglieder des Lehrkörpers der Theologischen Fakultät, die dieses Verbot nicht nur verteidigten, sondern sogar begrüßten und in dem Plan der Domkantorei, dieses Werk in Berlin aufzuführen, eine pro-israelische und eigentlich pro-amerikanische politische Stellungnahme sahen.

Sehr heftige Debatten gab es unter Studierenden um die geplante neue Verfassung der DDR und der damit verbundenen geplanten deutlichen Verschärfung des politischen Strafrechtes. Hier kam es sogar zu Verhaftungen an unserer Fakultät.<sup>30</sup> Als geradezu abstoßend empfanden wir den Zynismus des Dekans Bernhardt gegenüber den Verhafteten, der in einer studentischen Versammlung forderte, dass diejenigen, die der Staatsanwaltschaft „Arbeit“ gemacht hatten (und inzwischen im Gefängnis saßen!), gefälligst dafür bezahlen sollten.

Die Ereignisse um die Sprengung der Leipziger Universitätskirche im Frühjahr 1968 und die völlig überzogenen Reaktionen der Staatsmacht – es kam bekanntlich auch in diesem Zusammenhang zu Verhaftungen – haben auch uns in Berlin beschäftigt.

Ganz entscheidend aber waren für uns die Ereignisse im Frühjahr 1968 in der Tschechoslowakei, die dann am 21. August zum Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes in der Tschechoslowakei führten. Viele Studierende haben sich an Solidaritätserklärungen in der Botschaft der Tschechoslowakei beteiligt. Wegen einer etwas flapsigen Bemerkung über den sowjetischen Einmarsch im Foyer des Hauptgebäudes der Universität wurde ich durch einen der zahllosen Pförtner, die damals ja alle Eingänge bewachten, bei der Staatssicherheit denunziert. Die Folge war ein Disziplinarverfahren, bei dem ich feststellen konnte, dass die Staatssicherheit aus einem ganz kleinen privaten Gesprächskreis, bei dem es überhaupt nicht oder nur ganz am Rande auch um politische Fragen gegangen war, alles bis in die einzelnen Formulierungen aller Gesprächsbeiträge wusste. Mir wurde bei dieser

---

30 Linke, Theologiestudenten (s. Anm. 1), 193–279; Janssen, Wegsuche (s. Anm. 1), 307–310.

Gelegenheit unmissverständlich klar gemacht, dass jede Form privater Gesprächskreise verboten sei!

Das Disziplinarverfahren habe ich einigermaßen unbeschädigt überstanden, durfte auch an der Universität bleiben, auch weil sich Professor Jenssen als Dekan für mich eingesetzt hat. Auch wenn ich mit der Art meiner Verteidigung nicht ganz einverstanden war – meine Bemerkungen wurden als Ausweis meiner Ahnungslosigkeit und noch politischen Unreife und damit als eher harmlos angesehen – war ich Prof. Jenssen natürlich dankbar, dass ich nun wieder die Aussicht hatte, mein Studium auch abschließen zu können. Natürlich griff man bei Studierenden anderer Fakultäten härter durch, weil für uns eine Exmatrikulation nicht unbedingt das Ende einer akademischen Ausbildung bedeutete. Es gab da eben noch die Alternative des Sprachenkonvikts.

Die Ereignisse in der Tschechoslowakei im Frühjahr und Sommer, von der DDR-Führung als Krise gesehen, hatten eine gewaltige Nervosität zur Folge. Hier war nicht nur die Gefahr von Sympathie für die Ereignisse in unserem Nachbarland, sondern zumindest hatte die DDR-Führung Sorgen, dass das in die DDR überschwappen könnte. Ob diese Sorgen realistisch waren, ist dabei vielleicht gar nicht so wichtig. Dass der Staat DDR so reagierte, wie er reagierte, verwunderte uns damals nicht. Grotesk fanden wir dagegen die Ergebnisadressen und die ausdrückliche Zustimmung zum Einmarsch von Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei durch Mitglieder des Lehrkörpers unserer Fakultät. Völlig fassungslos waren wir, als Ilse Bertinetti plötzlich von den Heldentaten „unserer feldgrauen Jungs ...“ schwärmte (dass die Volksarmee der DDR sich an dem Einmarsch beteiligt hatte, war die damals allgemein verbreitete Auffassung).

Außerdem war gleichzeitig und in vieler Hinsicht mit den Ereignissen in der Tschechoslowakei verbunden eine große Angst vor einem Überschwappen der gleichzeitigen Ereignisse an den westdeutschen Universitäten zu spüren.

Parallel mit all diesen überaus brisanten Ereignissen, sei es an westdeutschen Universitäten, sei es in der Tschechoslowakei, liefen die Vorbereitungen zur „Dritten Hochschulreform“. Ziel der inzwischen ebenfalls in der Literatur breit behandelten „Dritten Hochschulreform“ war die endgültige Durchsetzung einer sozialistischen Universität, in der eben auch die Theologie ihren Ort zur sozialistischen Erziehung künftiger Pfarrerinnen und Pfarrer im Sinn der SED haben sollte.<sup>31</sup> Ob Evangelische Theologie einen Ort in einer sozialistischen Universität haben könn-

31 Linke, Theologiestudenten (s. Anm. 1), 280–286; Stengel, Fakultäten (s. Anm. 1), 636–677; Jenssen, Wegsuche (s. Anm. 1), 335–395 passim; Krötke, Theologische Fakultät (s. Anm. 1), 62–64. 68f. Vgl. damit H.-J. Gabriel, Die Sektion Theologie von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (1971–1984), in: Beiträge zur Geschichte der Theologischen Fakultät Berlins (s. Anm. 1), 611–615.

te und sollte, und wie der auszusehen hätte, wurde in der SED und den übrigen Blockparteien naturgemäß durchaus kontrovers gesehen. Die Umwandlung der Theologischen Fakultät zu einer „Sektion Theologie“ habe ich dann nicht mehr wirklich miterlebt, wohl aber gerade noch die ziemlich heftigen Diskussionen um ein „Absolventenbild“, das dann nach der Selbstdarstellung der Sektion Theologie anlässlich des 175-jährigen Bestehens der Universität im Jahre 1985 im Januar 1970 angenommen wurde.<sup>32</sup>

Mit ein paar Sätzen aus diesem Text, dessen Diskussion die letzte Zeit an der Fakultät für mich geprägt hat, will ich hier meine Erinnerungen schließen: „Der Absolvent der Sektion Theologie fühlt sich mit der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung, der ersten wahrhaft menschlichen Gesellschaftsordnung in der Geschichte, fest verbunden und sieht in der Deutschen Demokratischen Republik sein Vaterland. Er hat erkannt, dass der Imperialismus der erwiesene Feind von Frieden und gesellschaftlichem Fortschritt in unserer Epoche ist. Er hat aus der Geschichte gelernt, dass sich nur die Arbeiterklasse konsequent für Frieden und gesellschaftlichen Fortschritt eingesetzt hat und einsetzt. Von daher ist ihm klar, dass Sozialismus nur dort verwirklicht wird, wo die Arbeiterklasse im festen Bündnis mit allen Werktätigen durch ihre marxistisch-leninistische Partei die Gesellschaft führt. So erkennt er die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei, der SED, an, die in der Zusammenarbeit aller Parteien und gesellschaftlichen Kräfte ihren Ausdruck findet. [...] Er studiert auch nach Abschluss seiner Hochschulausbildung intensiv die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Marxismus-Leninismus von der Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, um sich einen begründeten parteilichen Standpunkt in den Klassenauseinandersetzungen zwischen Sozialismus und Imperialismus ständig neu erarbeiten zu können. Dies befähigt ihn, seine Gemeindeglieder in allen Entwicklungsproblemen auf ihrem Weg in der sozialistischen Menschengemeinschaft zu helfen und dem Missbrauch von Kirche und Theologie durch die imperialistische Globalstrategie, insbesondere der Verbreitung antikommunistischer Parolen und konvergenztheoretischer Spekulationen wirksam entgegenzutreten. Im gesellschaftlichen Engagement für den Sozialismus wird er seiner Gemeinde ein Beispiel geben.“

So wahnsinnig erfolgreich war dieses Absolventenbild dann glücklicherweise nicht! Ich glaube jedenfalls nicht, dass es in größerem Ausmaß nach 1970 jüngere Pfarrerinnen und Pfarrer geprägt hat.

---

32 Der Text bei Gabriel, Theologische Fakultät (s. Anm. 1), 609f.; Linke, Theologiestudenten (s. Anm. 1), 284–286.

## Zusammenfassung

Bis 1968 hing im Dekanat der Theologischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität auch ein Bild von Hans Lietzmann, das aus politischen Gründen entfernt wurde. Ich habe es damals als Student aus dem Müll mitgenommen und nun der Berliner Fakultät zurückgegeben. Anlässlich der Rückgabe wurden die Bedingungen eines Theologiestudiums an der Humboldt-Universität in den 60er Jahren beschrieben und gezeigt, dass die ostdeutsche Erinnerung an das Jahr 1968 sich von der heute vorherrschenden westdeutschen erheblich unterscheidet.

An image of Hans Lietzmann hung in the Dean's Office of the Faculty of Theology at Humboldt University of Berlin, until it was removed for political reasons in 1968. When I was a student, I took the image out of the rubbish and I have just returned it to the Theology department. In celebration of this event, the conditions for studying theology during the 1960s were described. This description showed that recollections of the year 1968 vary widely between East and West Germany.